

(Nachdruck verboten.)

111

Die Schuldige.

Von C. Viebig.

Es war wenige Stunden später.

Eine aufgeregte Menge füllte wieder die Dorfstraße und umwogte das Spritzenhaus. Die Sonne schien vom wolkenlosen Himmel nieder, heiß und grell. Der Pippi stand und wischte sich den Schweiß von dem rothen Gesicht, er war in Wicks; dort stand das Chaischen mit ein paar starken Ackerhäulen bespannt, das die Mörderin nach Trier bringen sollte.

„Bill ze fein for so en Luder! meinten de Leute und ballten die Fäuste.“

Die Herren vom Gericht waren schon wieder fort, nur der Herr Staatsanwalt weilte noch im Dorf, aber sein Wagen ward auch angespannt. Bald würden sie alle weg sein, nur oben im Pfalzselhof lag noch der Todte und harrete der Bestattung.

In der Puststube des Ortsvorstehers waren die Fenster verdunkelt, trotzdem herrschte eine drückende Schwüle in dem giftgrün tapezirten Raum. Die Fliegen surrten, es roch nach getrockneten Kräutern und Käse; auf der Fensterbank pflegte die Frau Gemeindevorsteher ihre Schmanttäschchen zu sonnen. Auf dem Kopshaarjopha mit der weißen gebälkten Schutzdecke saß Staatsanwalt Milde. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt wie in schweren Gedanken; er wartete. Da klopfte es an die Thür.

„Herein!“

Auf der Schwelle stand die Ramsteiner Anna, in tiefer Trauer gekleidet, um das verweinte Gesicht ein schwarzes Tuch geknüpft.

„Guten Tag, Fräulein Anna! Ich habe Sie rufen lassen, weil ich Sie gern sprechen wollte; ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind.“

Er schüttelte ihr die Hand, sie brachte kein Wort hervor; bei seiner Aneide schossen ihr aufs neue die Thränen in die Augen, um ihren Mund zuckte es und ihre Hand zitterte.

„Armes Kind, setzen Sie sich!“

Schluchzend ließ sich das Mädchen auf einen Stuhl fallen.

„O, Herr Staatsanwalt, Herr Staatsanwalt, es ist alles so gräßlich — ich bin wie verwirrt, da drinn in meiner Brust ist alles ausgelöscht und umgedreht, ich lieg' auf den Knien und kann net beten, ich seh' zu mei'm Muttergottesbild auf und bin wie blind — mein Gott, was ist mit mir geseh'n?“

Sie rang die Hände; theilnahmsvoll ruhte Milde's Blick auf ihr. Sie war wie ausgetauscht. Das hübsche sonnige Gesicht schaute so vergrämt, um Jahre älter, eine fremde Leidenschaftlichkeit mischte sich in ihr Gebahren; die sonstige Schüchternheit war verschwunden, die Worte flossen ihr in hastiger Erregung:

„Herr Staatsanwalt, den Lorenz ist tot, all mein Glück ist hin — und es so schrecklich, es so schrecklich! Wär' er noch gestorben, daheim in sei'm Bett, versehen mit den Sterbesakramenten unsrer allein seligmachenden Kirch, ich wollt' mich trösten, aber so, so!“ Sie schüttelte den Kopf und ließ die Arme fassunglos in den Schooß sinken, dann sprang sie auf und faßte wie beschwörend die Hand des Herrn: „Gelten Sie, Herr Staatsanwalt, ich gehn net irr, den Lorenz hat unrecht an der Barbara Holzer gethan? Es hat mer zwar kein Mensch ebbes davon gesagt, der Wadder antwort mer net, und die Mutter weint alleweil; aber gelten Sie, die Barbara hat ein Recht an den Lorenz gehabt, er is der Wadder von ihrem Kind gewest, und weil er mich hat heirathen wollen, drum hat sie ihn umgebracht? — O, die schlechte Person! — O, ich arm Dingen! — Ich sein schuld an all dem Elend — ich kann net mehr in der Welt leben, ich gehn in ein Kloster. — Lorenz, mein Lorenz, ich bin Dir so gut gewesen, nun muß ich Dir es so böß sein!“

Herzerbrechendes Schluchzen ersticke ihre letzten Worte. Milde ließ sie ruhig ausweinen, hielt nur ganz still ihre Hand in der seinen und streichelte sacht darüber hin.

„Anna,“ sagte er dann, „kleine Anna, ich bin verwundert, woher wissen Sie das alles?“

Sie erröthete tief, für einen Augenblick schien es, als wollte die alte Schüchternheit wiederkehren; dann preßte sie

die Hände aufs Herz und sagte mit einem tiefen Athemzug: „Herr Staatsanwalt, ich bin ihm so gut gewesen!“ Sie sagte das ganz einfach, mit rührendem Ausdruck; dann fuhr sie wehmüthig fort: „Ja, ja, wann mer einen so lieb hat, dann gehn eim die Augen auf über Sachen, die mer vorher net geahnt hat, da is mer auf einmal kein Kind mehr! Was hab' ich denn in meiner Klosterschul von der Welt gelernt? Aber als mich den Lorenz zum ersten Mal gefüßt hat, da hab' ich gewußt, was unsen Herrgott will, wann er zwei Menschen zusammenführt. Mit jedem Tag hab' ich mehr gelernt, und als ich gestern den Lorenz tod't gesehen hab'“ — sie schauderte unwillkürlich — „und se drauf de Barbara ins Dorf gebracht haben mit ihrem Kind — da, Herr, da hab' ich alles gewußt. Der Wadder flucht dem Lorenz und flucht der Barbara — ich, ich weiß net, was ich thun soll! Die ganz' Nacht hab' ich vor der Muttergottes gelegen, ich hab' sie mit blutigen Thränen angerufen, ich hab' geglaubt, sie müßt den Finger heben und den Mund aufthun. Kein Wunder es geschehen, mein Jammer is heut wie gestern! Es is so dunkel um mich, ich seh' keine Sonn' mehr — o Jesus, ich gehn in's Kloster, ich gehn zu die Klarissen, ich will kein Wort mehr sprechen und in mein Sarg schlafen — o — o —“

„Anna,“ die Hand des Mannes strich über ihren gebeugten Scheitel, „hören Sie mich einmal ruhig an.“

Sie nickte stumm; und nun begann Milde zu sprechen wie von einer plötzlichen Eingebung besetzt, innig und eindringlich klangen seine Worte durch den verdunkelten Raum. Es war die Geschichte Barbara Holzer's, die er in wenigen Zügen entrollte. Er sprach einfach, dem Fassungsvermögen seiner Zuhörerin angepaßt, aber durch die schlichte Erzählung klang ein Herzenston. Ueber die heißen Wangen des Mädchens flossen die Thränen wie Regen, es lauschte mit vorgeneigtem Kopf, mit geöffneten Lippen. Ein düsteres Gemälde rollte sich auf; ein Buch ward aufgeschlagen, darin stand auf jeder Seite in finsternen Buchstaben etwas von Schuld, Noth und Verzweiflung. Nun neigte die Erzählung sich ihrem Ende. Milde athmete rascher, seine Stimme bekam einen noch wärmeren Klang, mit festem Druck faßte er beide Hände des Mädchens und sah ihm tief in die Augen.

„Anna, können Sie verstehen, was ich von Ihnen will? Sie sagen, Sie wissen nicht, wohin mit sich, Sie wollen in ein Kloster? Das ist Verbrechen. Sie sind zu jung, es wird wieder eine Zeit kommen, in der Ihre Jugend von neuem erwacht, soll dann Ihr Kopf an unübersteigliche Mauern rennen, Ihr Herz hinter kalten Eisenstäben verbluten? Glauben Sie damit den Himmel zu erwerben? Hören Sie mich, ich weiß ein Werk, das Gott wohlgefälliger ist! Er hat ein Kind zur Erde geschickt, ein Geschöpf, rein und unschuldig, wie wir alle einst geboren wurden. Es ist jetzt verlassen. Wissen Sie, welches Kind ich meine? Das Kind jener armen Ausgestoßenen, an Gott und der Welt Verzweifelnden. Nehmen Sie sich seiner an, denken Sie, es sei übrig geblieben von dem Todten, ein Stück von ihm; bewahren Sie das hilflose Wesen vor dem Umhergestoßenwerden in einer kalten und lieblosen Welt! Sie werden nicht unbelohnt bleiben, Sie werden einen Segen empfinden, der überschwenglicher ist als jeder andere auf Erden — glauben Sie mir, Anna, Kinder sind Führer zum Paradies — Anna, verstehen Sie mich? Sprechen Sie „Ja“, und ich will Sie unterstützen nach besten Kräften! Nehmen Sie mir die Last vom Herzen, lassen Sie mich der unglücklichen Mutter sagen: „Sei ruhig, Dein Kind ist gut aufgehoben!“ Anna, antworten Sie, lassen Sie mich nicht umsonst bitten!“

Er schwieg tief athmend, ein forschender Blick streifte die schwarze Mädchengestalt — kein Laut! Wie Angst stieg es in seinem Herzen auf; hatte er auch das rechte Wort gefunden, den rechten Fleck getroffen?!

Er lauschte gespannt — da — sie schüttelte den Kopf, ein dunkles Roth überzog ihr Gesicht.

„Herr Staatsanwalt, ich versteh' Sie net! Ich — ich soll das Kind aufnehmen, das Kind von der da?“ Sie sprang auf, sie stieß den Stuhl zurück, fassungloses Staunen malte sich auf ihrem Gesicht: „Es is wohl Ihr Ernst net, Herr Staatsanwalt? Doch? — Sie nicken! Ja, das thut mir leid, daß kann es net. Ich thät' Ihnen gern was zu lieb,

herzlich gern, aber was denken Sie von mir? Ich fluch' dem Lorenz ja net und net der Barbara, ich zürn' net emal mehr, das haben Sie zuweg gebracht, Sie haben e so schön geredt, daß mir das Mitleid gekommen is, aber da dermit is 't auch genug — wie können Sie von mir verlangen, ich soll mich um das Kind annehmen?! Herr Staatsanwalt, grad ich! Das ist zuviel verlangt!" Die Stimme des Mädchens nahm einen beleidigten Klang an und zitterte vor Erregung, das weiche Gesicht wurde streng; so glich die Anna ihrem Vater, dem Raussteiner Bauern. "Ich bin betrogen und hintergangen worden, ich sein e so gekränkt, und Sie, Sie denken —! Als Sie so erbaulich geredt haben, konnt ich's vor ne Weile vergessen, aber alleweil regt sich's ei'm da innen — was bin ich denn? Ich bin kein' hergelaufene Person; ich bin de Raussteiner Anna. Meine Lieb' hab' ich an dän Lorenz gehängt, ich hab' net gefragt: Bist' arm oder reich? Und jetzt, was hab' ich dervon? Daß de Leut nach mir gucken und hinter mir drein schwätzen, und daß ich auf dem Gericht zu Trier meine Ausjag machen muß! Ich muß mich schämen. Von der ganzen Sach bleibt doch ebbs an mir haften — und ich, ich sollt' meine Hand noch bieten und e so en Kind nehmen, auf dem der Fluch liegt — nein! Beten will ich fleißig for das arme Barm und for den Lorenz und die Barbe Messen lesen lassen — aber selbst, selbst — ihre Stimme wurde wieder fest — "niemals, ich kann net — nein, nein! — Herr Staatsanwalt, Sie sind so en guter Herr" — sie trat an ihn heran und legte die Hand auf seinen Armel — "aber, Herr Staatsanwalt, Sie passen net for de Welt! Denken Sie an, was würd' mein Badder und meine Mutter sagen, was würden de Leut denken? Sie würden mit Fingern auf mich zeigen! Und ich — ja, ich thät' Angst haben, das Kind von der Mörderin konnt auch emal im Buchthaus en End nehmen. Sie sind eben anders, Herr Staatsanwalt! Ich hab' in em Buch gelesen, es giebt Leut, die allereil nur das Gute glauben; wann's regnen thut, sagen sie: gleich wird die Sonne wieder scheinen, und wann der Himmel grau ist, sagen sie: in einer Viertelstund is er wieder blau. Ich meinen, e so einer sind Sie! Nehmen Sie es net läbel, Herr Staatsanwalt, daß ich so frei bin und Ihnen das sag'! Und denken Se, wann ich net in's Kloster gehen sollt, dann muß ich später heirathen, es geht doch emal net anders, und was soll ich dann mit dem Kind? Lieber Herr, es thut mir e so leid, daß ich Ihnen net den Gefallen thun kann, aber bei Heiligen, gewiß und wahrhaftig, es geht net! Sind Sie mir böß?" Sie sah ihn mit thränenschwimmenden Augen an, er schüttelte nur stumm den Kopf. "No, dann adieu, Herr Staatsanwalt, ich muß jetzt gehen! Im Kapellchen is die Todtenmeß for den Lorenz — horchen Se, sie bimmeln schon!"

Er ließ sich von ihr die Hand drücken.
"Adieu!"
Sie ging, das schwarze Kleid verschwand hinter der Thüre.

Milde sank auf den Stuhl wie einer, dem eine schöne Hoffnung zu nichte geworden.

Da ging sie hin, da stand das Bäumchen, das er über und über voll rosiger Blüten geglaubt, kahl und leer! Er schlug sich vor die Stirn, und sein Murren hatte einen bitteren Klang:

"Ich Narr, ich lächerlicher Schwärmer! Ja, sie hat recht, ich kann ihr nicht zürnen. So jung und so verständig! Und ich — so alt und so unverständig!"

Draußen hält noch immer, von Neugierigen umlagert, das Chaischen am Sprihenhaus. Die Ackergäule scharren ungeduldig und der Lippi flucht leise:

"Zapperment, dat es kein vergnügliche Saach, hei bei der vermaledeiten Hix zu stiehn; dän Hähr Staatsanwalt wollt doch gleich kommen, on eweil dauert dat en halwe Weigleit — Gott sei gelobt, eloa is hän endlich!"

Milde kommt rasch näher:
"Schließt auf, bringt die Gefangene heraus!"
Mit dumpfem Gemurre, mit halblauten Flüchen und Verwünschungen rückt die Masse der Neugierigen näher.

"Platz gemacht, hei werden net Maulaffen feilgehaalen! Dao soll doch gleich en heilig Kreuzdunnerweder —" Der Lippi flucht kannibalisch.

Der Staatsanwalt ruft:
"Schämt Euch, Ihr Leute! Haltet Euch ruhig, tretet zurück!"

Widerwillig schiebt sich die Menge zur Seite, mit wüthendem Umherblicken und Säbelgerassel verschwindet der Lippi in der

Sprihenhausthüre; ihn begleitet der Kollege, der heute von Trier eingetroffen ist. Eine Weile verstreicht, Athemlose Stille draußen — da — alle Hälse recken sich, die Thüre knarrt in den Angeln, sie geht auf.

"Ah!"
Der Herr Staatsanwalt hebt die Hand:
"Ruhe!"

Da tritt sie über die Schwelle, die Hände gefesselt; rechts und links ein Gendarm! Ihre Blicke sind stier zu Boden gesenkt, kein Muskel in dem todbleichen Antlitz regt sich; sie sieht aus wie eine Abgeschiedene. Mechanisch thut sie die wenigen Schritte vorwärts. Der Wagenschlag wird geöffnet, die Gendarmen heben sie hinein, zu jeder Seite nimmt einer Platz; der Kutscher haut die Pferde — sie ziehen an — Rädergerassel — eine Staubwolke.

Im blendenden Sonnengesimmer verschwinden die Häuser des Dorfes; nun ist das letzte erreicht, noch diese Wegbiegung, dann liegt Ehrang versunken hinter Büschen und Bäumen, mit ihm alles, was —

"Mein Könd, mein Könd! Mit einem herzerreißenden Schrei springt die Gefangene auf, wendet sich zurück und hebt die gefesselten Hände. "Mein —" Die Gendarmen ziehen sie unsanft nieder auf den Sitz.

Die Räder rollen weiter; in Staub und Sonne verschwindet alles.

Ende.

Bekannte Unbekannte.

Ein etymologischer Streifzug ins Thierreich.

Jeder kennt den einsamen Wähler unter der Erde, dem erst die neuere Zeit Schutz und Schonung predigte, den Maulwurf. Ein Thier, das mit dem Maul Erde aufwirft, wird mancher denken. Weit gefehlt. Der Name des dunkeln Gefellen hat mit "Maul" nichts zu schaffen; das zeigt uns die alte Form Mollwurf, d. h. "Staub"-Werfer. Dieses Wort Moll gehört mit Mulin zum Stamme "Mahlen"; es tritt noch sehr bezeichnend hervor in Mollmaus, einem Thiere, das ja dieselbe Thätigkeit ausübt, wie der Maulwurf. Ebenso wenig gehören zum Begriffe "Maul" die Wörter Maulthier (aus dem Lateinischen mulus) und Maulbeere (entstelt aus dem Lateinischen morum). Bleiben wir noch einen Augenblick bei den Rageru! Wer hätte nicht schon das Wort rattenkahl gebraucht! Was dachte man sich wohl dabei? Eigentlich recht wenig, denn eine Ratte ist doch nicht gerade auffallend kahl. Das Wort hat auch wirklich mit der Ratte nichts zu thun; es ist nichts weiter, als das durch Volks-etymologie mundgerecht gemachte "radical". Dasselbe Schicksal hat der bekannte Mäufelthurm bei Bingen gehabt. Die Sage weiß natürlich von geringen Mäusen zu berichten, die den hartherzigen Bischof Hatto bis zu diesem Thurne verfolgten. Und wie profaisch ist die Wirklichkeit! Der Thurm diente ursprünglich als Zollwarte, er war ein "Maul-Thurm" (aus dem Lateinischen muta oder Gothischen mota = Zoll). Auch bei dem Worte Eichhorn gehört der zweite Bestandtheil wohl einer volks-etymologischen Bildung an, deren Ursache uns allerdings vollständig unersichtlich ist; man sucht vergebens nach einem Zusammenhang zwischen dem Affen unserer Wälder und dem Schmuck unseres Stieres. Aehnlich ist es dem Murmelthiere ergangen. Kein Kundiger behauptet, daß das Thier murrelt; man hat ihm das einfach angegedicht, um für das lateinische murem montis (mus montis, also "Bergmaus") einen Ausdruck zu gewinnen, der einem lautlich wenigstens nicht mehr fremd war.

Wie stark übrigens die Gestaltungskraft der Volks-etymologie ist, zeigt uns recht deutlich der Name eines nordischen Raubthieres. Dieses Thier hieß ursprünglich (im altnordischen Fjallfres, d. h. Fels- oder Berglauge. Das wurde dann im Volksmunde ungemodelt zu dem ähnlich klingenden Vielraß, und so spukt dieses Thier nun mit seinem ominösen Namen, den es gar nicht verdient, in unseren Naturgeschichten.

Ein anderes Raubthier, der Wolf, spielt in Sage und Glaube unserer Vorfahren eine große Rolle. Jeder kennt aus den Märgen seiner Jugendzeit den Werwolf, ein Wesen, das früher Mensch, nun als Wolf umherläuft. Diese Deutung führt uns auf die rechte Spur: Wer ist Mann, Mensch (vgl. lat. vir), und noch deutlich zu erkennen in Bergeld, d. h. Sühnegeld für den Mord eines Mannes. In Wolf erinnert noch die alte Form für Warkolf (Häher), eigentlich Warkwolf, d. h. Grenzwolf, in der Thiersage häufig als Warkwart bezeichnet. Die Beziehung auf Wolf paßt für den Häher vortrefflich, denn dem Begriffe Wolf liegt die Urbedeutung des Raubens, Reißens zu grunde.

Vom Wolf kommen wir auf seine Opfer, das Schaf. Wir beneiden einen Menschen, von dem wir sagen: "Er hat sein Schäfchen im Trocknen." Wunderbare Redensart, nicht wahr? Doch nur scheinbar. Schäfchen heißt hier so viel wie Schiffechen, vgl. das niederdeutsche scheppen, und so wird uns der ganze Ausdruck bald verständlich: wer sein Schiffechen im Trocknen, im Hafen hat, der ist gerettet und geborgen. Jedermann kennt den Verwandten des Schafes, die lustige Fiege; vielleicht weiß auch mancher, daß man wohl 'mal von einer Haberziege spricht.

etwa deshalb, weil die Ziege den Hafer (Haber) besonders liebt. Das entspricht nicht der Sache. Das Wort hat mit Hafer nichts zu thun; es ist vielmehr indogermanisch und erinnert an das lateinische caper, das altnordische Hafir; davon auch Habergeriß für eine Schnepfenart, wegen ihres Lones, der an das Medern der Ziege erinnert, deshalb auch „Himmelsziege“. — Wer kennt nicht das Pochbier, daß uns der Bierbrauer zu Zeiten herstellt. Vergebens sucht man in dessen nach über den Zusammenhang zwischen dem Symbol des bledern Schneiders und dem edlen Gerstenstoffe. Des Räthfels Lösung giebt uns hier die Etymologie so überaus wichtige Geseß der Mundfaulheit des Volkes. Pochbier ist nichts anderes als „Einbiederbier“, weil zuerst in Einbeck gebraut. Das Volk fand das zu lang und verflümmelte das Wort zu einer Gestalt, in der es auch der Franzose übernommen hat. (Un boc ist ein Glas Bier.)

Auch der schönere Vetter unseres Ziegenbockes, der Damhirsch, ist seinem Namen nach der großen Menge völlig fremd. Man schreibt thatsächlich häufig Damhirsch in unbewußter Ablehnung des Wortes an „Damm“. Aber was hat das Thier mit einem Damm zu thun? Der erste Theil des Wortes ist das althochdeutsche tama, das lateinische dama und bedeutet an sich schon Hirsch; Damhirsch ist also eigentlich Tautologie. Ebenso unrichtig ist eigentlich die Konsonanzverdoppelung in Renntbier, das mit „rennen“ nichts gemein hat; es kommt vom nordischen ren, vgl. englisch raindeer.

Das weibliche Wildschwein, um auf das Porstienvieh zu kommen, nennen wir Bache, ein sehr interessantes Wort, dessen Deutung auf den ersten Blick wohl nicht recht gelingen will. Der Schweizer Dialekt giebt uns hier eine Handhabe. Für Speck hat nämlich der Schweizer das Wort Bachen, althochdeutsch bahho (Schinken, Speckseite), verwandt vielleicht mit unserm Bache, Bache ist also eigentlich das „Speckthier“. Ebenso unverständlich wird den meisten der Name Spanferkel sein. Haben sie mal über dieses Wort, das für manchen einen kulinarischen Genuß bedeutet, nachgedacht? Was hat so ein Ferkel mit dem „Span“ oder gar mit „spannen“ zu thun? Offenbar nichts. Spanferkel heißt vielmehr ein junges, noch saugendes Thier vom alten spen, spänne = Milch (vergl. die mittelhochdeutsche Form spinnewerchelin). Ebenfalls hochgeschätzt von manchem Gaumen sind Eisbeine, ein eigenthümliches, sicher sehr altes Wort, dessen erster Theil mit Eis nichts zu thun hat; denn wo liegt eine Spur von Beziehung zwischen beiden Begriffen? „Eis“ führt sich wohl zurück auf ein altes Substantiv isa = gehen, vergl. die indogermanische Wurzel i. Eisbein wäre also so viel wie Schenkelbein, Hüftbein, eine Deutung, die der Sache sehr gut entspricht.

Unter unseren Hunden giebt es namentlich einen, dessen Namen sehr leicht irre führt: es ist der Windhund. Man wird sich mit der Deutung hier unwillkürlich leicht abfinden; denn man nimmt ohne weiteres an, daß der für schnell bekannte Hund dahinrast, wie der Wind. Ganz falsch. Die alte Sprache kennt unser Kompositum nämlich gar nicht. Sie hat nur wint für unseren Hund, so noch Luther; Windhund ist also tautologisch gebildet wie Damhirsch und Lindwurm, aus dem alten lint = Schlange, also durchaus kein Wurm, der sich etwa unter einer Linde sonnte oder in der Nähe einer Linde hauste, wie uns das unsere Schülerphantasie vielleicht einst vorgespielt hat. Woher jene Etämme wint und lint stammen, ist allerdings nicht sicher nachweisbar.

Auch die Fische tragen manch' dunkeln Namen. Um nur einen herauszugreifen: Was bedeutet eigentlich Schellfisch? Mit „schellen“ hat das Wort natürlich nichts zu thun; es führt sich vielmehr zurück auf „Schale“ in der nicht seltenen Bedeutung von Muschel, vgl. englisch shell. Man hat wohl mit recht an den von Muscheln bezw. „Schaltbieren“ lebenden Fisch gedacht (vgl. Schellack = Schalenlack, weil so dünn wie eine Schale).

Noch einiges vom Wildbret! Zunächst das Wort selbst. Man darf es beileibe nicht, wie wohl geschieht, mit doppel t schreiben; denn was soll in dem Worte das „Brett“? Der zweite Theil kommt vielmehr von „Braten“, vgl. die alte Form wiltbraete. Zum Wildbret gehört unser Rebhuhn, ein Wort, das mit der Rebe sicher nichts zu thun hat, denn das widerspricht der Sache. Eher ist heranzuziehen das russische rjabka von rjaboj = bunt. Die Schreibung Kapphuhn ist durch nichts gerechtfertigt. Vorläufig stehen wir hier vor einem Räthsel. Vom Rebhuhn kommen wir auf die Ente, zwar nicht die wilde, sondern auf eine sehr zahme, nämlich die Zeitungsentente. Wunderbarer Zusammenhang! wird man denken. Gewiß wäre er wunderbar, wenn er bestände, aber er besteht nicht. Ente in letzterem Sinne ist nichts als eine Verflümmelung von Leg-ente, für das man auch wohl, um den Segner besser zu treffen, Lug-ente setzte. Gewiß ein ebenso eigenthümlicher, wie interessanter Vorgang! Nebenbei erwähne ich das Wort Kriech-Ente, die natürlich niemals „kriecht“. Das Wort wird ja auch gewöhnlich in der richtigen Form Kriech-Ente geschrieben, vom Lateinischen: anas crecca. Ein seines Wild ist der Krametsvogel, eigentlich Wacholdervogel, denn Wacholder heißt althochdeutsch kranawitu = Kranichholz, vgl. das mittelhochdeutsche kranewitvogel, das der Grundbedeutung also noch ziemlich nahesteht. Das alte witu hat sich übrigens noch erhalten im Wiechopf = Holzhäpfer.

Zum Schluß noch ein paar Insekten, deren Name leicht zu Mißdeutungen Anlaß geben könnte. Die Heuschrecke ist doch,

wenigstens bei uns, ein harmloses Thier. Woher also diese letzte Silbe, wenn sie gar nicht erschreckt? Allerdings ist das Wort verwandt mit „schrecken“, aber die Urbedeutung dieses Verbums ist „aufspringen“ bezw. „aufspringen machen“, und so erklärt sich der Name des harmlosen Hüpfers sehr ungezwungen. Gefährlicher schon als die Heuschrecke ist die Hornisse. An „Horn“ ist natürlich hier eben so wenig zu denken wie bei Eichhorn. Das Wort geht vielmehr zurück auf eine indo-germanische Wurzel, die sich noch dunkel zeigt in den niederländischen horzel, für unsere Hornisse vergl. horzelen = summen. Ähnlich ist's mit Bremse, das sich zurückführt auf den Begriff „brummen“. Wir schließen unsere Blütenlese mit dem Schmetterling. Woher der erste Theil dieses Wortes? Mit „schmetter“ hängt er natürlich nicht zusammen; sein Ursprung ist vielmehr ein ganz anderer, höchst interessanter. Auch hier muß uns der Dialekt wieder helfen, diesmal der westfälische. Dort heißt das Thier in einigen Bezirken „Schmantlecker“, d. h. „Sabnelecker“, womit die hier und da noch auftretende Bezeichnung „Milchdieb“ schon übereinstimmt. (Vergl. übrigens englisch butterfly und zu Schmant das in Ostdeutschland übliche „Schmetten“.) Die bei weitem ältere Bezeichnung für Schmetterling ist das uns namentlich in Zusammensetzungen noch geläufige Falter, ein Wort von dunkeln Ursprunge, das jedoch mit „falten“ wohl nicht verwandt ist, mittelhochdeutsch noch vivalter, so noch jetzt vielfach am Niederrhein. —

(Nach der „Köln. Volksztg.“)

Kleines Feuilleton.

— Ein Telephon-Kobold. Vor einem Pariser Richter stand dieser Tage als Angeklagte eine junge Telephonistin. Nach einigen Hin- und Herreden verliest der Richter folgende Anzeige des Hauptklägers: „Am 5. August hatte mir eine Dame meiner Bekanntschaft eine Mittheilung zu machen und rief meine Telephon-Nummer auf. „Hallo! Hallo! Wer ist da?“ — „Ich, Irma, und dort?“ — „Pierre.“ — „Bist Du heute abends kommen?“ — „Ich hatte aber noch nicht Zeit zu antworten, als zu unser Weider tödlichem Schreden eine fremde dumpfe Stimme dazwischenrief: „Madame, Madame, hören Sie mich!“ Und dann, ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr die Stimme fort: „Madame, Sie sind eine verderbte Sünderin. Ihr Gemahl soll alles erfahren!“ — „Am Gotteswillen, wer sind Sie denn?“ rief meine Bekannte. — „Das Gewissen“, scholl die Antwort noch dumpfer, und ehe wir uns noch von unserem Schreden erholen konnten, erscholl ein Klaffeln im Telephon und dann herrschte Grabesstille in demselben. Meine Fremdin erkrankte vor Schreden, ich aber ging zur Polizei. . . .“ Ein zweiter Kläger, der selbst erscheint, Herr Mureau, ein alter zütriger Herr mit tiefliegenden Augen und einer Habichtsnase, erzählt: „Ich hatte mich eines Abends entsetzlich geärgert, denn mein Neffe Georges, einer der leichtsinnigsten Burschen von Paris, hatte mir aus seinem Klub telephonirt, ich solle ihm sofort sechshundert Franks schießen zur Bezahlung einer Spielschuld, da er sich sonst erschießen müsse. Ich schickte ihm nichts, denn ähnliches drohte er mir schon zwanzigmal, und er ist heute noch unerschossen. Um 11 Uhr abends gehe ich zu Bett. Präzise um Mitternacht fingt mein Telephon entsetzlich zu läuten an. Die Geschichte war mir nicht behaglich. Mir fiel plötzlich mein verdammt Neffe ein; vielleicht hat sich der Kerl wirklich erschossen und man meldet mir die Unglücksbotschaft. Endlich gehe ich zum Telephon. „Hallo!“, ruft es mit einer wahren Grabesstimme. — „Hallo!“, frage ich, „wer spricht?“ — Und die gruselige Antwort lautet: „Der Tod!“ — Ich bin nicht abergläubisch, aber: Mitternacht und eine solche Namensangabe. Und dann sprach der „Tod“ weiter: „Alter Bucherer, wenn Du Deinen Neffen nicht gehörig unterstützt, hole ich Dich noch in diesem Monat.“ Und dann schnarrte das Telephon so entsetzlich, als ob hundert Leichenwagen über das Pflaster rasselten. Ich versiel in Fieber und schickte meinem Neffen am Morgen sofort die verlangten 600 Franks.“ Und dann kam noch eine ganze Reihe von Zeugen, welche die seltsamsten Dinge über das Treiben der Telephondamen zu erzählen wußten. Fragte einer nach den Kurven, wurde ihm vom neuesten Lustschiff erzählt, und verlangte jemand mit irgend einem Theater verbunden zu werden, wurde er mit der Entreprise des pompes funebres zusammengehängt. Die Kolleginnen vom sprechenden Draht steckten alle mit der Spighübün unter einer Decke, und diese verwendete ihren ganzen Gehalt, der sie für ihre ausgezeichneten Leistungen erhielt, auf Erfrischungen für ihre Kolleginnen, so daß das Amt manchmal wie ein Delikatessenladen aussah. Die hübsche Sünderin kam übrigens schließlich billig davon. Der Hauptkläger verzichtete auf deren Bestrafung, und zwar aus dem hauptsächlichsten Grunde, weil er vor acht Tagen ihr Bräutigam geworden war. Und da auch die anderen ein menschliches Mäßern süßten, kam die Angeklagte, die mittlerweile ihr Amt an den Nagel gehängt hat, mit einem strengen Verweise davon. —

Theater.

— Herrn Ranz zu liebe, nicht Goethe's Geburtstag zu Ehren wurde am Sonnabend im Deutschen Theater der erste Theil des Fausti aufgeführt. Es war eine frostige, unwürdige Vorstellung. Ein sülber Beginn des Theaterjahres. Das ist am Ende aber nicht so schlimm. Der grelle Mißerfolg kann sein Gutes haben, wenn er die übertriebene Werthschätzung der Schauspielerei eindämmt. Man

sieht, wohin die souveränen Launen gefeierter Lieblinge, wie Käuzer ein, führen. Nicht, daß es keine schönen Einzelheiten in seinem Faust gegeben hätte; aber alles in allem war sein Faust ein blut- armer, mißvergünstigter Schriftgelehrter, der geistvoll zu deklamieren weiß, nicht der leidenschafts- und durchglühende, schmerz-durchwühlte, irrende Mensch. Schlimmer als um den farblosen Faust des Herrn Käuzer stand es um den Mephisto Hermann Müller's. Schlimmer darum, weil dieser Schauspieler, sonst so trefflich in seiner Art, sich an den Pöbel- geschmack wandte und den wohlfeilsten Dank hierfür erntete. Sein Mephisto wurde ein behaglicher Spasmacher, der sich seiner lustigen Stücklein erfreut; und nichts ist falscher als die bloße Selbstgefälligkeit bei einem mephistophelischen Geist, der an nichts seinen Gefallen finden mag, nicht an der Welt und nicht an sich selber. Als Gretchen debutirte Fräul. Paul vom Schiller-Theater, jetzt Frau Steinert. Sie gab eine leiblich korrekte Studie; was aber einen ganz besonderen Reiz ihres künstlerischen Wesens ausmachen könnte, war nicht zu erkennen. Auf weitere Einzelheiten der mis- lungenen Vorstellung einzugehen, lohnt sich nicht. Es wird ohnedies im Interesse des gänzlich mäßigen „Damenelements“, das unser heutiges Theater beherrscht, vielzuviel darüber geschwätzt, ob Herr K vom Y-Theater seine Beine so oder so setzt oder ob irgend eine ganz gleichgültige Sängerin ein bißchen mehr oder weniger tremolirt. Der Raum, der so in den Kunstreferaten verschwendet wird, wäre für jedes andere Ding in der Welt besser angebracht.

Goethe's Geburtstag wurde am Sonnabend auch im Schiller-Theater begangen; man gab „Clavigo“ und die „Geschwister“. Diese Stücke sind Jugendarbeiten Goethe's; das Trauerspiel, dessen geschichtlich interessanteste Gestalt der berühmte Beaumarchais ist, entstand 1774 und das kleine Lustspiel wurde zwei Jahre später gedichtet. Namentlich dieses mag uns mit seinen empfindsamen Sentiments etwas fremdartig anmuthen, und da meinte denn Herr Froböse, der Darsteller des Fabrice, daß er ein wenig korrigiren müsse. Während Herr v. Winterstein den Wilhelm mit wohlthuender Wärme gab und Paula Levernann als Marianne geradezu vortrefflich das hingebende, amuthige Mädchen verkörperte, stand Herr Froböse da mit den Händen in der Hosentasche und machte eine Liebeserklärung so geschäftsmäßig nüchtern, als ob sie von einem Hamburger Kaffeemaler ausginge. Durch diese Diffonanz wurde die Wirkung der „Geschwister“ erheblich beeinträchtigt.

Von solchen Gehversuchen auf dem Boden moderner Realistik blieb die Aufführung des Clavigo verschont. Stand auch keiner der Darsteller auf genialer Höhe, so wußte sich doch alles so glücklich an einander zu schließen, daß das öftere Bild zu lebendiger, eindringlicher Wirkung kam. Der Beaumarchais des Herrn v. Winterstein war Ritter und Weltmann zugleich, wie ihn der Dichter sich gedacht haben mochte, und Fräulein Pauly zeichnete die Marie mit überraschend feinem Empfinden. Wenn die Herren Bach (Clavigo) und Froböse (Carloß) neben den häßlichen Zügen ihrer Helden, der kalten Rücksichtslosigkeit bei dem einen und der Unselbstständigkeit beim anderen, auch den Zug ins Große darzustellen verstanden hätten, der doch beide auszeichnet, so wäre gewiß eine tadellose Vorstellung zu stande gekommen.

Musik.

er. Neues Opern-Theater. Das Auftreten der Frau Bellincioni als „Regiments-tochter“ war ein neuer Versuch ihres graufamen Systems, dem Publikum den Glauben an ihre seltene Begabung zu nehmen. Dem naiven treuherzigen Humor der Donizetti'schen Figur stand die Bellincioni mit einer geradezu ärmlichen Hilflosigkeit gegenüber, und was sie an abenteuerlicher Koloratur leistete, aus welcher besonders der zwischen Tremolo und S-tund-bewegung kaum mehr unterscheidbare Triller hervorrangte, das gehört einfach in das Gebiet des würdelosen Dilettantismus. Die Künstlerin wird Mühe haben, das Publikum an den großen künstlerischen Charakter ihres Genies, an die Wahrheit ihrer Empfindung und die Energie ihres geistigen Willens allmählich wieder glauben zu machen. Die übrigen Mitwirkenden haben bis auf den drohigen Herrn Lieb an keinen Anspruch auf eine ernsthafte Kritik.

Im Linden-Theater gab es gelegentlich der Neu-Aufführung von Suppé's „Boccaccio“ ein glückliches Debut. Die jugendliche Sängerin, Fräul. Janner, sang die Fiametta mit reizvollem und exalt erzeugendem Organ und zuweilen mit solch tührender Innigkeit, daß aus dieser der Klang einer schönen Zukunft zu vernehmen war. Kapellmeister Korolanyi hielt die recht animirte Vorstellung mit Energie zusammen.

Kunst.

Die Durchsicht des literarischen Nachlasses des unlängst verstorbenen Kunstforschers Jacob Burckhardt in Basel hat ergeben, daß eine Monographie über Ruben's, ferner die Werke: „Die Entwicklung des Altarbildes“, „Das italienische Portrait“ und „Die Sammler der Renaissance“ zur Veröffentlichung bereitliegen. Ueber die mit Spannung erwartete „Griechische Kulturgeschichte“ ist noch nichts entschieden.

Humoristisches.

Anerkennung mi'm annern traischte (trösten). Unter dieser Ueberschrift erzählte Georg Volk in seinem Buche „Sonntag im Werdag“, Gedichte, Sprüche und Geschichten in Odenwälder Mundart (Stuttgart, Hobbings u. Wiche): „E Sonndags-

jäger aus der Residenz hor emol am Schnellertsberg, uff der Kämschbocher Seite, uff'm Dunnsand g'tanne. Wie er sou uff e Hätsche wart, daß er 'm sei bißche Leweslicht außbloße kennt, haacht des, wenn's em de G'alle dhoun un uff die Schrount zulaaffe wollt, hor er uff aanmol iwuer sich in der Luft an Hawicht fliege sehe. Kurz g'faßt schießt der Residenzherr dem Keiver e Laring Schrount entgegen. „Boß daufig“, denkt der alte Kujon von em Ferrerried, wou aach schon manches mitgemacht hot, „der konn mäihner wie Brot esse und Vichse lare. Zwain Schuh neher, un ich herr e Residenzschrount zwische de Rippe g'hatt.“ Un fir laurer Schreck leßt er e Deibche falle, des hor er sich grad als fette Sundagswend's-Brore rausg'lucht g'hatt und hor's mit seiner Alte verspeise wolle. Daß äwer des Wilbert doch an Mann lumme sollt, ist es dem Jäger grad fir die Fiß g'falle. Der betracht sich das Bier — 's wär nit schlecht g'tittert — steck's in sein Ranze, daß es des Residenzfrauche daahaan bewunnen kann un allenfalls in der Kiche verwerte. — „Was der Hawicht nit, so is es e Deibche; 's is doch ebb's“, sou säigt er fir sich hen. — „'s is doch ebb's“, säigt do aach der Schlinkeschelegerich-Mauscheb von Schelmboch. Der hot nemlich die Jägeri hinnerm Busch mit zug'sehe un hot dem kluge Stadtmann sein Trouschtwort mit ong'häert. Un des Wort hor en schier sein gonz Laad vergesse lasse. „Wann sich sou e Mann mit ebb's sefrere (zufrieden) giebt, se konn ich's aach“, hor er gedent un is in Ruh weier gange. Der Bursch hot nemlich an sellem Dag im Geschbenzer Dahl ins Krone-Dahler-Jressersche-Betche ong'hale — die Familie is jetzt aach ausg'tiorwe — un hot statt 'm Fawort 'n Stuhl fir die Dhir g'fest kriegt. 's war doch ebb's. Sou konn sich aaner mi'm annern traischte (trösten).“

Vermischtes vom Tage.

Eisenbahnunglück. Amtlich wird mitgetheilt: Am 30. August gegen 12 Uhr 15 Min. nachts stieß auf der Station Bohwinkel der von Steele kommende Personenzug 819 auf den in derselben Richtung ausfahrenden Personenzug 822. Getödtet sind: Kaufmann Sander aus Essen, Schmitz aus Wülfrath. Schwer verletzt und in das städtische Krankenhaus nach Elberfeld überführt sind: Ernst Ledermann, Eisendreher zu Langenberg (Fußverletzung); Zugführer Haupe zu Haltingen (Rippenbruch); Friedrich Müller, Bureauhilfe zu Essen (Kopf- und Brustverletzung); Frau Josephine Sander zu Essen (innere Verletzung); Fräulein Johanna Wichterich zu Essen (Kopfverletzung und Beinbruch); Fräulein Julie Levi, Verkäuferin zu Bochum (Bruch beider Beine); Heizer Wilhelm Vogel zu Steele, Steuerbeamte Dirlamm zu Dornap (Kopfverletzung); Frau Dirlamm zu Dornap (Kopfverletzung und innere Erschütterung). Hilfsbremser Heinrich Schneider zu Kall (Knieverletzung). Leichter verletzt sind: Paul Schneidewind, Droguist zu Bochum (Beinverletzung); Adolf Sellmann, Schreiber zu Essen (Kopfverletzung); Julius Buchthal, Verkäufer zu Essen (Armverletzung); Aron Goldberg zu Essen (Fußverletzung); Friß Minor, Lehrling zu Düsseldorf; Heizer Thiem zu Bohwinkel. Außerdem haben sich nachträglich noch als leicht verletzt gemeldet: Hilfs-Rangirmeister Strepath zu Langenberg; Lederwaller Friedrich Kilian zu Wülfrath; Arbeiter Carl Gafner zu Dornap; Monteur Wilhelm Nicht zu Essen.

In Stettin wurde der Schlächtermeister Emil Raumann von einem Einbrecher, den er überraschte, durch Weiltiebe und Messerstiche tödlich verletzt.

In Soldau (Mähren) ist eine Trichinen-Epidemie ausgebrochen, der die aus fünf Personen bestehende Familie des Schlächters Tesmer zum Opfer gefallen ist. Tesmer ist bereits gestorben.

Blutchronik. 188 Hinrichtungen hat der Scharfrichter Reindel bereits vollzogen. Der Mann ist 73 Jahre alt.

Aus Berzeiwilung über eine unheilbare Krankheit hat in Mährisch-Osttrau ein Bahnwärter seine drei Kinder ertränkt und sich dann vor den Augen seiner Frau von einem Eisenbahnzuge überfahren lassen.

Das Bad Burgstall bei Brigen (Tyrol) ist durch eine Feuersbrunst zum größten Theil eingäschert worden.

Eine Zusammenstellung der Unglücksfälle im Gebirge (Schweiz, Bayern, Oesterreich, Italien, Savoyen etc.) ergiebt den „Münch. Neuest. Nachr.“ zufolge, daß bis zum 23. August 29 Personen den Tod fanden, 19 mehr oder minder schwer verletzt wurden, von denen nachträglich zwei starben, sodas sich die Gesamtzahl der Todten auf 31 stellt.

Ein kräftiger Widerruf. Im „Amtlichen Niederung Kreisblatt“ fand sich kürzlich folgender Widerruf: „Schon seit Jahren, wie auch in letzterer Zeit, haben wir die Besizer George Schudtius, Karl Balkinat und August Denkwitz'schen Eheleute von hieselbst aufs grenzlichste unschuldig beleidigt, es thut uns dieses leid und thun wir hiermit öffentlich Abbitte, indem wir selbige als ordentliche Leute erklären. Auch warnen wir hiermit einen jeden, die von uns erdachten Lügen weiter zu verbreiten. Jodgallen, im August 1897. Wilhelm Sahmel, Johanne Sahmel.“

Nach der „Köln. Volksztg.“ ist es unwahr, daß von katholischen Küstern in Sevilla (Spanien) Leichenhandel getrieben werde. Die Leichen von Kindern und Erwachsenen würden nicht in den Kirchen, sondern auf dem städtischen Friedhofe begraben.